

**Röm.-kath. Radiopredigt srf 2, 26. März 2017**

**4. Sonntag der Fastenzeit, genannt: Laetare**

P. Dr. Christian M. Rutishauser SJ

[provinzialat.hel@jesuiten.org](mailto:provinzialat.hel@jesuiten.org)

### **Blindenheilung als Erleuchtungsgeschichte**

Liebe Hörerin, lieber Hörer

Die Erfahrung radikaler Dunkelheit, ist in einer elektrifizierten Welt kaum mehr machbar. Die Nacht ist zum Tag geworden: Lampen, Laternen und Lichtanlagen, Schweinwerfer und Streulicht überall. Der Mensch will Licht, braucht Licht. Auf die Lichter am Nachthimmel, Mond und Sterne, blickt er staunend. Vor allem aber sehnt sich der Mensch nach Sonnenlicht. In diesen Frühlingstagen freuen wir uns, wenn die Tage länger werden. Der Morgen tritt in frischen Farben auf. Die Abende bringen wieder faszinierende Sonnenuntergänge. Licht heisst Leben; nicht nur im physikalischen Sinn. Nach Leben und Licht strebt der Mensch auch im geistigen Sinne: Die Epoche, die sich der Wissenschaft und der Erkenntnis verschrieben hat, nennen wir Aufklärung. Klar und hell soll der Verstand des Menschen werden. Goethe soll mit den Worten auf den Lippen verstorben sein: „Mehr Licht!“ Nicht nur im Rationalen, auch im Religiösen geht es um mehr Licht. Erleuchtung ist das Ziel so vieler Menschen, die meditieren. Buddhistische und hinduistische Traditionen haben dazu meditative Wege entwickelt. Auch in der Bibel gehen von der ersten bis zur letzten Seite den Menschen die Augen auf: Adam und Eva sehen auf einmal, dass sie nackt sind, als sie vom Baum der Erkenntnis gegessen haben. (Gen 3,6f) Und im letzten Kapitel des Neuen Testaments wird die himmlische Stadt Jerusalem beschrieben. Sie braucht weder Sonne noch Mond, weil ihr das Lamm leuchtet, das in der Mitte ist. (Off 22,22f)

Um dieses Lamm geht es im Johannesevangelium. Schon im programmatischen Eröffnungskapitel wird Christus „Lamm Gottes“ genannt. (Joh 1,29) Das neunte Kapitel, das heute im Gottesdienst gelesen wird, berichtet dann ausführlich, wie Jesus einen Blindgeborenen heilt. Dabei weist er zunächst die Frage zurück, ob die Eltern oder der Blinde selbst an der Behinderung Schuld sind. Um die Schuldfrage geht es nicht. Wenn Jesus dem Blindgeborenen einen Teig aus Speichel auf die Augen legt, um ihn zu heilen, dann sagt er vielmehr: „Ich bin das Licht der Welt.“ (Joh 9,5) Es geht darum, wer dieser Jesus ist. Darüber entsteht nach der Heilung ein Streit unter den Anwesenden, einigen Pharisäern und den Eltern des Geheilten. Ist Jesus ein Wunderheiler, ein Scharlatan oder ein Gottgesandter? Die Blindenheilung findet nämlich an einem Sabbat statt. Einige glauben, Heilen verstosse gegen das Arbeitsverbot am Sabbat. Doch sehend zu machen, bedeutet für Jesus, die Schöpfung zu vollenden. Eine Heilung gehört für ihn zum siebten Tag. Sie macht die Schöpfung ganz.

In dieser Diskussion um Jesus werden unterschiedliche Standpunkte vertreten: Die Pharisäer argumentieren aus ihrer Erfahrung und ihrem religiösen Wissen und kommen zum Schluss, Jesus könne nicht von Gott sein. Der Geheilte argumentiert aus seiner Erfahrung und seinem religiösen Wissen und kommt zum Schluss, Jesus müsse von Gott sein. Schliesslich stellt sich Jesus in eine Linie mit dem Wirken Gottes. Er argumentiert, bereits in den Psalmen heisse es, Gott öffne den Blinden die Augen (Ps 146,8) und führe den Menschen zur Erkenntnis. (Ps 119) Die Erzählung berichtet also von einem Gespräch, das tieferes Verstehen bringen soll. Sie schildert die Überwindung von Unkenntnis, von selbstverschuldeter Unmündigkeit und dem Widerstand dagegen. Am Ende der Geschichte gibt es aber nicht nur einen Blindgeborenen, der äusserlich geheilt wurde und sogar Jesus als Gesandten Gottes anerkennt. Es gibt auch neue Blinde: Einige Pharisäer, die Christus nicht erkennen. Und weil sie diese Blindheit leugnen und behaupten, sie würden geistig sehen, machen sie sich schuldig.

Diese Erzählung ist exemplarisch für die vielen Blindenheilungen, von denen die Evangelien berichten. Markus strukturiert das ganze Evangelium mit sich steigernden Blindenheilungen: Im galiläischen Betsaida sieht ein Geheilte die Menschen um ihn herum zunächst nur verschwommen, wie Bäume, die umhergehen. (Mk 8,22-26) Je näher Jesus dann aber Jerusalem kommt, umso effektiver werden die Heilungen, sodass in Jericho Bartimäus sofort klar sehen kann. (Mk 10,46-52) Schliesslich sind auch die Auferstehungserzählungen in allen Evangelien im Grunde genommen „Blindenheilungen“: Maria Magdalena weint am Grab, ist blind vor Tränen und hält den Auferstandenen für einen Gärtner. Erst als er ihren Namen ruft, erkennt sie ihn. (Joh 20,11-18) Die Jünger wiederum, die nach Emmaus unterwegs sind, sind wie mit Blindheit geschlagen. Sie unterhalten sich mit dem Auferstandenen, doch erst beim Brotbrechen gehen ihnen die Augen auf. (Lk 24,13-35) Und auch Petrus, der am Fischen ist, erkennt den Auferstandenen am Ufer nicht. Erst als ihm Johannes sagt „Es ist der Herr“, kommt er zur Erkenntnis. (Joh 21,1-14) Die Auferstehungserzählungen sind also gerade nicht Visionserscheinungen. Vielmehr ist Christus unerkannt gegenwärtig. Die Jünger sind blind und erkennen den Auferstandenen nicht. Im Augenblick aber, in dem sie ihn wirklich und mit inneren Augen erkennen, ist er vor ihren äusseren Augen verschwunden: Maria Magdalena kann ihn nicht festhalten. Die Emmausjünger sind auf einmal wieder allein am Tisch. Und als Petrus ans Seeufer kommt, ist da kein Auferstandener mehr, nur ein Kohlenfeuer mit Brot und Fischen. Doch im Auferstandenen erkennen Maria Magdalena und die Jünger einen Gott am Werk, der stärker ist als der Tod, eine Liebe, die stärker ist als der Tod am Kreuz. So bringt Christus ihnen als Licht der Welt tieferes Verstehen. Sie erkennen Gottes Wirken trotz des Leidens, ja sogar im Leiden selbst. Es geht um Erleuchtung angesichts von Kreuz und Tod. Auferstehung erleuchtet.

Liebe Hörerin, lieber Hörer, wir wissen alle: „Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar. Man sieht nur mit dem Herzen gut.“ So sagt es auch der Fuchs dem kleinen Prinzen in der Erzählung von Antoine de Saint-Exupéry. Die vorösterliche Busszeit will eine Zeit der Umkehr

sein, vom nur äusseren Hinschauen, vom nur oberflächlichen Beurteilen zu einem inneren und geistig-geistlichen Schauen und Verstehen. Dazu braucht es spirituelles Üben. Es gibt viele Methoden und Wege dazu: Fasten, Gebet, Meditation, aber auch Yoga oder Zen. Durch asketisches Üben werden die Sinne gereinigt und nach innen gewendet, so dass tieferes Erkennen möglich wird. Auch im Alltag mit seinen Herausforderungen und Schwierigkeiten, wo Gott oft abwesend zu sein scheint, kann seine Spur entdeckt werden. Zu diesem geistig-geistlichen Üben gehören auch sorgfältiges Lesen, kritisches Nachdenken und Reflektieren. Kein spiritueller Fortschritt ohne vertieftes Studium. Gerade in diesem Üben kann sich der Mensch aber auch unendlich verirren. Oft bleibt er in Teilwahrheiten hängen, von denen er fasziniert ist. Oder noch tragischer: geistig-geistliches Üben verkommt zu reiner Selbstoptimierung, zu Eigenermächtigung auf Kosten von Anderen. Daher betont der christliche Glaube, dass im Üben die Orientierung an der Heiligen Schrift und insbesondere an Christus Jesus unerlässlich ist. Die Bibel weiss, dass der Mensch sich schuldig macht, wenn er Erkenntnis sucht. (vgl. Gen 3) Genauso würde sich der Mensch aber auch schuldig machen, wenn er nicht nach tieferem Verstehen strebt.

Ich wünsche Ihnen in diesen Wochen auf Ostern hin Zeit zum spirituellen Üben. Und beten Sie darum, dass Ihnen tieferes Erkennen und Verstehen geschenkt wird. Letztlich ist Erleuchtung wie das ganze Leben Geschenk und Gnade.